

MANUEL BAUER

Unter Staatsfeinden

MEIN LEBEN IM BRAUNEN SUMPF DER NEONAZISZENE

riva

© des Titels »Unter Staatsfeinden« (ISBN 978-3-86883-239-6)
2012 by riva Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.riva-verlag.de>

Von vornherein

Wie oft denke ich an die Zeit zurück, in der ich mit meiner jüngeren Schwester Peggy im Alter von gerade einmal sieben oder acht Jahren eine Perlenkette für den Nikolaus bastelte. Wie oft erinnere ich mich daran, wie unsere jüngste Schwester Stefanie uns immer wieder mit ihren Barbiepuppen »traktierte« und wie schön es war, mit meinem Stiefvater, den ich wie einen leiblichen Vater ansah, auf der Weide zu sein und den Kühen hinterherzujagen. Was für einen Spaß hatten wir Polbitzer Dorfkinder, wenn wir zwischen Strohbällen und Büschen Verstecken spielen oder in Drebligar, einem Nachbarort, zur evangelischen Christenlehre gehen konnten. Zu Fräulein Hanke und Frau Schumann.

Wie sehr bewunderte ich einen älteren Schüler, der sich so gut auf Russisch mit den Sowjetsoldaten unterhalten konnte, die in den Sommermonaten mit ihren überlauten Armeelastern durch unser kleines Dorf fuhren, um die Stroh- und Heuballen in den Scheunen aufzustapeln. Und wie gerne spielten wir Jungs mit unseren Vätern auf den Wiesen Fußball ...

In dieser Zeit war die Welt für mich noch in Ordnung. Meine Eltern hatten sich einen Moskwitsch gekauft, mit dem wir 120 Sachen fahren konnten. Und ich sehe bis heute meine Mutter vor mir, wie sie immer wieder ein Auge zudrückte, wenn wir Kinder Unfug getrieben hatten. Bis zu meinem elften Lebensjahr war ich – so heißt es zumindest – ein liebenswerter Junge. Ich galt nicht als auffällig, aggressiv oder in irgendeiner Weise anders als die Kinder um mich herum. Als Junge in der ehemaligen DDR ging ich gerne zu den Pionieren, ich liebte es,

an allen möglichen und unmöglichen Plätzen Fußball zu spielen, und saß wie alle Kinder meines Alters gebannt vor dem Fernseher, sah den *Sandmann* an und beharrte darauf, noch längst nicht müde zu sein.

Dann trat die politische Wende ein und nahm mir durch die unerbittliche Lawine von Veränderungen, die unser Land überzog, fast alles, was meinem kindlichen Gemüt wichtig war. Und dann kamen die Rechten. Wie ein Krake streckten sie ihre braunen Tentakel in die Schulhöfe und Sportvereine aus. Ehe man sich's versah, war man ein Skinhead geworden und wenig später ein vor Hass und Wut geifernder junger Neonazi.

Was in den Anfängen kindlicher Spaß und der naturgemäße Reiz des Verbotenen war, wurde schon bald zu einer flammenden Überzeugung. Aufgepeitscht durch die aggressiven Klänge und Texte des Rechtsrock, aufgestachelte durch die unermüdliche Ideologisierung innerhalb der rechtsextremen Gruppe und bitter enttäuscht von den brutalen Auswirkungen der sogenannten Wiedervereinigung, wurde aus dem normalen, unauffälligen Jungen irgendwann ein brutaler Schläger, Brandstifter, Dieb und Gewalttäter.

Heute blickt die gesamte Republik erschrocken und entsetzt nach Zwickau und muss fassungslos erkennen, dass der braune Terror in Deutschland eine Dimension erreicht hat, die die Taten der links-extremistischen RAF in vielerlei Hinsicht übersteigt. Sicher, es wurden keine hohen Repräsentanten des Staates ermordet, wie es in den 1970er- und 1980er-Jahren der Fall war. Gleichwohl: Was Uwe Böhnhardt, Uwe Mundlos und Beate Zschäpe in diesem Land angerichtet haben, sprengt jede Vorstellungskraft. Und dass dieses mörderische Trio mehr als zehn Jahre lang fast unbehelligt durch Deutschland ziehen und dabei Menschen erschießen, Bomben zünden und Banken überfallen konnte, lässt uns in der Tat verständnislos erstarren.

Wie konnte diese Verbrechenserie so lange andauern, ohne dass die Ermittler auch nur ansatzweise eine verwertbare Spur aufnehmen

konnten? Waren diese drei rechtsextremen Terroristen unheimlich clever oder die Behörden unglaublich dumm?

Ich selbst bin sicherlich nicht die kompetente Instanz, die diese Fragen beantworten kann. Ich weiß aber aus eigener Erfahrung zu berichten, dass Böhnhardt, Mundlos und Zschäpe in der Form agierten, die in der rechten Szene als angemessene und kluge Taktik galt. In neonazistischen Kreisen herrschte eine wichtige Maxime: Schweigen und handeln!

Ohne dass uns die Vorgehensweise der Zwickauer Terrorzelle bekannt gewesen wäre und ohne diese drei Personen jemals kennengelernt zu haben, folgten auch wir in unseren militanten Gruppierungen der innerhalb der rechten Szene gängigen und als möglichst sicher eingestuften Praxis. Keine Bekennerschreiben, wenig Mitwisser und klare Botschaften in Gestalt der verübten Taten.

Ich persönlich war an der Gründung zweier militanter rechtsextremistischer Gruppierungen beteiligt. Ohne uns im Nachhinein größer machen zu wollen, waren wir ähnlich wie das Zwickauer Trio zu allem bereit. In paramilitärischen Ausbildungslagern in Polen und Tschechien geschult, waren wir wild entschlossen, als rechtes Pendant der ehemaligen RAF das Land mit Terrorakten zu überziehen, um auf diese Weise eines Tages einen politischen Umsturz herbeiführen zu können. Das geschah übrigens mithilfe einer ganz legal in Deutschland operierenden Rechtspartei, die unsere Ausbildung zu Gewalttätern und potenziellen Untergrundkämpfern großzügig subventionierte.

Letztendlich war ich nur durch den Arm des Gesetzes zu bremsen, der mich nach einer schlimmen Straftat für einige Zeit aus dem Verkehr zog. Im Gefängnis fand ich zum ersten Mal zur anderen, rechtsstaatlichen Seite Kontakt und gelangte schließlich zu einer toleranteren, versöhnlicheren Überzeugung.

Dieses Buch soll am Beispiel meiner persönlichen Geschichte zeigen, wie der braune Untergrund denkt, wie er operiert und wie er bis in die

Kreise der Polizei und der Justiz hinein vernetzt ist. Es soll verständlich machen, wie aus Kindern und Jugendlichen gemeine Schläger und skrupellose Straftäter gemacht werden. Vor allem aber soll es verdeutlichen, wie der Weg aus dem rechtsradikalen Untergrund hinaus zurück in die Gesellschaft führen kann.

Ich bin diesen Weg gegangen. Er war lang und äußerst steinig und wird wohl nie vollständig abgeschlossen sein. Ein Teil meiner Vergangenheit wird mich immer verfolgen. Als Erinnerung, als schlechtes Gewissen und als tiefe Scham. Wenn dieses Buch es jedoch vermag, junge Menschen vom Rechtsradikalismus abzubringen oder ihnen dabei zu helfen, einen Ausweg aus der perfiden braunen Umschlingung zu finden, dann habe ich wahrscheinlich mehr erreicht, als ein Mensch meines Formats gemeinhin vollbringen kann. Und mehr, als ich mir selbst je zugetraut hätte ...

2

Eine Kindheit in der DDR

Vor Gericht würde ein Strafverteidiger in seinem Schlussplädoyer versuchen, für die unbegreiflichen Taten seines Mandanten eine Erklärung zu liefern. Schließlich will die Öffentlichkeit verstehen, wie es dazu kam, dass ein junger Mann sich so weit von der gesellschaftlichen Norm entfernte, dass er zu einem Schwerverbrecher wurde, der – ideologisch verblendet und moralisch mehr als fragwürdig – von dem Hass auf Fremde und Minderheiten getrieben über Jahre hinweg für Angst und Schrecken sorgte.

Er würde schildern, wie der Angeklagte bereits als Kleinkind unter einem trinkenden, gewalttätigen Vater litt. Er würde von den erdrückenden Umständen im Elternhaus seines Mandanten berichten, von einer schwachen, wehrlosen Mutter, von Kindern, die aus lauter Angst bis in ihre Schulzeit hinein Bettnäasser waren. Er würde von Ausreißversuchen erzählen, von trügerischen Idyllen und verzweifelten autoaggressiven Hilferufen, von Alkohol und Drogen. Er würde das Versagen der Behörden und der Gesellschaft beschreiben und das fast schutzlose Scheitern eines jungen Menschen, der nun – als Brandstifter, Dieb, Schläger, Erpresser – die Verantwortung für ein Leben tragen muss, das ihm sein Umfeld geradezu aufgezwungen hat.

Das in etwa würde ein Strafverteidiger tun und dafür müsste er noch nicht einmal ein besonders guter Jurist sein. Das ist solides Handwerk – Tag für Tag unzählige Male in Gerichtssälen weltweit vorgetragen. Es ist der hilflose Versuch zu erklären, was eigentlich nicht zu erklären ist, denn schließlich ist nach allem, was die Wissenschaft bis heute in Erfahrung bringen konnte, noch kein Baby als Mörder,

Gewalttäter oder Sexualstraftäter zur Welt gekommen. Ungeachtet der genetischen Mitgift starten alle Neugeborenen unter ähnlichen Voraussetzungen ins Leben. Was aus ihnen später einmal wird – ob ehrbarer Richter oder verabscheuungswürdiger Verbrecher –, zeigt sich erst sehr viel später. Die Schilderung einer kaputten, abseits jeder Norm liegenden Kindheit und Jugend mag vieles besser verständlich machen, sie wäre in meinem Fall aber leider gelogen.

Nein, mein Vater, der eigentlich mein Stiefvater ist, hat mich nicht geschlagen. Er hat nicht getrunken, er hat auch meine Mutter oder meine Geschwister nicht misshandelt – er war ein einfacher, anständiger Mensch, der mit all seiner Kraft zu jeder Zeit versucht hat, mir und meiner Familie ein gutes Zuhause zu bieten.

Geboren wurde ich im Januar 1979 in Torgau an der Elbe. Nach der Trennung meiner Mutter von meinem Vater wuchs ich ab dem Alter von drei Jahren in Polbitz auf. Polbitz wird man auf der Karte nur schwer finden. Es war damals ein Ort mit gerade einmal 40 Einwohnern. Es gab dort einige Bauernhöfe, einen kleinen Laden und eine Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft, in der meine Eltern als Viehwirtschaftler unseren Lebensunterhalt verdienten. Meine Schule lag ein paar Kilometer entfernt in Dommitzsch. Die nächstgrößere Stadt mit damals rund 22 000 Einwohnern war Torgau.

Meine Eltern hatten für rund 70 Ostmark von der LPG einen nach dem Zweiten Weltkrieg von seinen Besitzern zwangsenteigneten riesigen Hof gemietet, in dem mein Vater jeden Morgen zunächst das dort untergebrachte Vieh des staatlichen Unternehmens versorgte, bevor er für den Rest des Tages zusammen mit meiner Mutter in dem Hauptbetrieb der LPG seiner Arbeit nachging. Wir Kinder indes – ich habe noch zwei jüngere Schwestern – gingen in Dommitzsch zur Schule und verbrachten die Nachmittage in einem Hort.

Ich will, so ungewöhnlich das auch klingen mag, von einer schönen, harmonischen Kindheit sprechen, die von einer ruhigen, friedvollen

Atmosphäre in meinem Dorf wie auch in meinem Elternhaus geprägt war. Bis heute erinnere ich mich gut daran, wie in unserer Familie das gemeinsame Abendessen, das geradezu heilig war, mit Beständigkeit zelebriert wurde: Ein fester Punkt des Tages, an dem man sich austauschte, von seinen Erlebnissen berichtete und der Familie, die tagsüber getrennt war, eine gewisse Einheit verlieh.

Nach dem Abendessen kam es häufig noch zu einem gemeinsamen Spaziergang mit dem Hund, bevor wir Kinder den zu DDR-Zeiten nicht wegzudenkende *Sandmann* sehen durften. Am Ende der Sendung hielten wir uns immer Kissen vor die Augen, damit wir von dem Sand verschont bleiben würden, der uns müde machen sollte. An manchen Abenden wurde uns erlaubt, heimlich und unter strengster Vertraulichkeit *Matlock* anzusehen. Die Serie konnten wir verfolgen, weil mein Vater verbotenerweise die Antenne so installiert hatte, dass wir Westfernsehen empfangen konnten.

Bis zum Jahr 1989 herrschte größere Aufregung in meiner kindlichen Welt eigentlich nur im Vorfeld des jährlich stattfindenden Pionierlagers, auf das ich mich stets ungemein freute und das meinem Leben jene Weitläufigkeit gab, die im Westen wohl als Reisefreiheit bezeichnet wurde. Meine persönliche Reisefreiheit, meine große Freiheit überhaupt, war dieses Lager, in dem es nach Abenteuer roch und wir Jungpioniere, nach der Farbe unserer Halstücher eingeteilt, eine wilde, aufregende Zeit erlebten, für die keine Lira oder Peseten notwendig waren. Es war Ausland und Fernreise innerhalb Sachsens mit Lagerfeuerromantik und ein paar versteckten Tränen aus Heimweh unter dem Schlafsack.

Dann kam die Zeit vor der Wende, an die ich mich noch sehr gut erinnern kann. Unsere kleine Ortsgemeinschaft traf sich abends beim Dorfladen, wo die Erwachsenen ihr Feierabendbier tranken und hinter vorgehaltener Hand politisierten. Es war eine schöne, aufregende Zeit, denn wir Kinder durften an diesen lauen Sommerabenden

endlich ein wenig länger aufbleiben, ohne zu verstehen, was sich in Berlin, Bonn, Washington und Moskau hinter den Kulissen wirklich abspielte.

1990, ich war mittlerweile in der vierten Klasse, wurde uns plötzlich mitgeteilt, dass wir unsere roten Halstücher und die dazugehörigen Pionieruniformen nicht mehr tragen sollten. Diese Anweisung war für mich mit meinen zehn Jahren schwer zu verstehen, sie war jedoch der Startschuss für ein neues, verändertes Leben, unter dem ich in der Folgezeit noch viele Male leiden sollte.

Im Grunde ging von da an alles sehr schnell, und die Erbarmungslosigkeit der Umwälzungen raubte schon bald einem Großteil der Menschen um mich herum die Euphorie und die Freude über den lange herbeigesehnten politischen Zusammenschluss.

Zu den ersten gravierenden Einschnitten in meinem Leben zählte die Streichung des Pionierlagers. Durch diese Maßnahme, die aus der Sicht der Erwachsenen sicherlich ihre ideologische Berechtigung hatte, wurde mir mit einem Schlag etwas genommen, auf das ich mich, seit ich mich erinnern konnte, in etwa genauso gefreut hatte wie auf Weihnachten und meinen Geburtstag. Obwohl es mir nie wirklich gefallen hatte, an den Pioniernachmittagen und Feiertagen die offizielle Uniform tragen zu müssen, waren mir die Lager und Treffen in all den Jahren heilig gewesen.

Gleichzeitig – und das entging auch dem unbedarften Blick eines Jungen nicht – fing es in meinem kleinen Mikrokosmos an allen erdenklichen Stellen buchstäblich an zu bröckeln. Der Pionierpark, der neben unserer Grundschule lag, verfiel von Woche zu Woche mehr. Dann wurde der Schulgarten aufgegeben, in dem wir Kinder unter der Anleitung der Lehrer in den ersten Jahren Gemüse und Obst angepflanzt hatten. Innerhalb von wenigen Monaten wurde vieles, was ich bis dahin kannte, dem unaufhaltsamen, schleichenden Verfall preisgegeben.

Auch das Schulgebäude selbst schien nur mehr wenig gepflegt zu werden. An den nicht mehr richtig funktionierenden Toiletten und dem bröckelnden Putz wurde eine gewisse Verwahrlosung sichtbar. Alles, was zu DDR-Zeiten, wenn auch zum Teil auf primitivem Niveau, am Leben erhalten worden war, schien nun rasant abzusterben.

Natürlich weiß ich heute, dass viele öffentliche Gebäude bereits in sozialistischer Zeit in einem erbärmlichen Zustand waren und nur mit einfachsten Mitteln funktionstüchtig gehalten wurden. Sie erinnerten oft an die Potemkinschen Dörfer, die man aus Büchern kannte. Aber es hatte funktioniert. Irgendwie. In dem Moment jedoch, in dem jede Anstrengung, diese Fassade aufrechtzuerhalten, eingestellt wurde, brach vieles im wahrsten Sinne des Wortes zusammen. Und zu allererst brachen die Illusionen der Bewohner ein.

Der Verfall betraf auch mich und meine Familie. Als Erstes erwischte es meinen Großvater, der bereits 1990 seine Arbeit verlor. Der Ochsenstall, in dem er über viele Jahre hinweg seinem Dienst nachgegangen war, wurde aufgelöst. In dem Laden, in dem mein Großvater einkaufen ging, lagen nun Bananen und Orangen in Hülle und Fülle, aber das Geld, das ihm als Arbeitslosen zur Verfügung stand, reichte nicht aus, um sich diesen Luxus leisten zu können.

Auf den Schulbänken und in den Straßen unseres Dorfes wurde es immer lichter. Freunde von mir verschwanden, weil viele Familien der neu gewonnenen Freiheit misstrauten und aus Angst, die Grenzöffnungen könnten wieder rückgängig gemacht werden, in die alten Bundesländer übersiedelten. Andere wiederum sahen für unseren ehemaligen kleinen Arbeiter- und Bauernstaat keine Perspektive mehr, was sich – zumindest in den ersten zehn Jahren nach der Wiedervereinigung – ja leider auch bestätigte. Diese Erklärungen gaben mir meine Eltern, wenn ich wieder einmal traurig vor ihnen stand und sie fragte, warum erneut gute Freunde weggezogen waren.

Als Nächstes machte der Tante-Emma-Laden – der sogenannte Konsum – in Polbitz zu. Auch der Kindergarten in Drebligar, den ich bis zur Einschulung besucht hatte, wurde geschlossen. Dann stand eine Familie aus Kassel vor unserer Haustür und erklärte, dass der Dreiseithof, in dem wir seit Jahren lebten, von Rechts wegen ihnen gehörte. Die Wolken, die Tag für Tag über uns aufzogen, schienen immer dunkler zu werden.

Meine Eltern konnten sich nach längeren Verhandlungen mit den vormals zwangsenteigneten Hausbesitzern auf eine Kaufsumme einigen, und da beide noch immer in dem landwirtschaftlichen Betrieb arbeiteten, war es kein allzu großes Problem, bei der Bank einen Kredit zu bekommen und diesen angesichts eines geregelten Einkommens abzubezahlen. Dann jedoch verloren auch meine Eltern ihre Arbeitsplätze – der Kuhstall der ehemaligen LPG wurde geschlossen. Nun hatten wir ein riesiges Gehöft, 35 000 Mark Schulden und kein Geld, um eigenes Vieh zu kaufen und um den Bankkredit ohne Weiteres zu tilgen. Innerhalb weniger Monate wurde aus dem harmonischen Familienleben auf dem Lande eine von Ängsten und Kummer überschattete Existenz in einer neuen Welt, die so vieles versprochen und so wenig gehalten hatte.

Um es auf einen kurzen und einfachen Nenner zu bringen: Mit der Wende wurde mir fast alles genommen, was mir als Kind in jener Zeit wirklich wichtig war: die Pionierorganisation, viele Freunde, die Arbeit meiner Eltern und damit auch die unbeschwerten Familienabende. Aus der Sicht eines kleinen Jungen, der noch kein ausgeprägtes politisches Verständnis besitzt, waren diese Veränderungen durchaus umfangreich.

Mein Vater fand zu unserer großen Erleichterung schon bald einen Job als Fahrer für einen Schlachthof, und meine Mutter konnte zwischenzeitlich an der Kasse eines Supermarktes arbeiten. Die Sorge, den Kredit nicht abbezahlen zu können, war somit erst einmal beisei-

tegeschoben. Aber die Harmonie kehrte nach der Wende nie wieder in unsere Familie und in mein damaliges Leben zurück.